



1925-10-22

Besuch aus Spottwinkel. Eine Nachsommerstudie.

Lilly Klaudy

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261022&seite=11&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Besuch aus Spottwinkel. Eine Nachsommerstudie." (1925). *Essays*. 440.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/440

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Besuch aus Spottwinkel.

Eine Nachsommerstudie.

Von Lilly Klaudy

In den Bauerngärten blühten Strohblumen und Georginen. Der Sommer sonnleuchtete seinem Ende zu. Vom Pegel unserer Ferienkasse war äußerster Tiefstand abzulesen. Gleichsam ein Schrei: Kehret zurück, alles ausgegeben!

Der Abschied von der Quintelwirtin vollzog sich mit mehr Gefühlsaufwand, als ein sommerliches Mietverhältnis gemeinhin zu rechtfertigen pflegt. Wie das so ist, die Billigkeit der Wohnung hatte uns deren Eigentümer teuer gemacht. Auch war die Bäuerin all die Zeit über nicht zu bewegen gewesen, für Meerrettig, Radieschen und andere ihrem pflanzlichen Besitz entnommene Köstlichkeiten Vergütung einzuheben. „Selb'n wachst ja lei so,“ hatte sie großzügig begründet. Eine Noblesse der Wurzelrechnung, die verpflichtete.

Teils aus Erkenntlichkeit, teils um die nutzbringende Freundschaft bis an den nächsten Sommer hin zu festigen, sie sozusagen kuhwarm zu erhalten, hauptsächlich aber um einen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen, der sein schief orientiertes Auge begehrlig auf unser Tuskulum geworfen hatte, waren wir zu dem hochherzig-spekulativen Entschluß gelangt, die Tres, der Quintelbäuerin Aelteste, ihr „Zartele“, für eine Woche als Gast mit uns zu nehmen und der Kleinen Wien zu zeigen. Das konnte jener – der Rivale mit dem verschobenen Blickfeld – nicht.

Das Tresele, ein vierzipfeliges Bündel in der Hand, glänzte vor Reisefieber und Erwartungsfreude. Die Quintelwirtin stand am Tor, die Arme über der Konsole ihres vorspringenden Unterbaues verkreuzt, und sagte, ergriffen von der Feierlichkeit der Stunde: „Alsdann, meine liaben, Sommerfrischlinge . . .“ – sie wirklich und wahrhaftig Frischlinge! – „b'häut Gott! I bin allweil recht z'frieden mit enk g'weist.“ Und der alte Großvater, dessen Gesicht an Faltigkeit mit der Schweinsblase wetteiferte, in der er seinen Rauchtobak im Gürtel trug, vervollständigte mit zitterig kippendem Greisendiskont: „Wohl, wohl! Oes seid's allweil recht gute Zecker g'weist, schier ganz kommode Trottel!“ . . . Diktion des Volksmundes. Ein Madrigal klingt anders. Immerhin – es war gut gemeint.

Die Tresel, im Strahlenkranz holder Siebzehnjährigkeit, türkisäugig und honigblond, war das, was man so redensartlich ein [nudel]sauberes Dirndl nennt. Bauernmadonna – mit einem Schuß süß-unschuldiger Landkindlichkeit. Die geistige Sphäre, der sie entstammte, läßt sich am anschaulichsten durch nachstehende kleine Geschichte kennzeichnen:

Kam eines Tages wandernderweise ein Kunstmaler durch Spottwinkel. Der sah im Hof des Quintelwirtes am Brunnenbrunn einen Schimmel stehen. „Geh, Bub“, rief er den Blasi an, der just vor dem väterlichen Haustor lungerte, „spring' einmal in die Stub'n hinein und frag' den Bauer ob ich den Schimmel da malen könnt.“ Der Blas verzog sich. Blieb lange weg. Kam wieder. Und verkündete: „Der Vota hätt' nix dawider, hat er g'sagt, aber die Muatter hat g'moant: Naa! Is der Schimmel zehn Jahr' lang a Schimmel g'west, braucht er hiatzt aa koa andere Farb' nit g'kriegen.“

Aus dieser Anschauungswelt, ahnungslos und lebensfremd, kam das Tresele jäh und unvermittelt in die große Stadt. Und es konnte nicht fehlen, daß aus dieser Plötzlichkeit sich Ueberraschungen und kleine Enttäuschungen ergaben – hüben wie drüben.

Gleich beim ersten Mittagessen ereignete sich Befremdliches. Als rote Rüben aufgetragen wurden, fing die Tresel zu lachen an. Als man ihr davon anbot, schüttelte sie ablehnend den Kopf. Als man sie fragte, warum nicht, meinte sie schlicht: „Selb'n fress'n bei uns dahoam d' Sän.“ Was meinem Dafürhalten nach allerdings mehr für die Verständlichkeit der Schweine als gegen die kulinarischen Vorzüge der roten Rübe spricht. Leider gestaltete sich das Dessert unseres Gastmahles in der Folge zu einem noch weit größeren Fiasko. Es gab Hefenteig in Schmalz gebacken mit Himbeerüberguß – auf Wiener Speisezetteldeutsch: gebackene Mäuse. „Gebackene Mäu . . .?“ Kaum hatte die Tres das Wort mit Trommelfell und Hirn erfaßt, als man auch nur mehr die Fußsohlen einer Flüchtenden im Rahmen der Tür gewahrte. Umsonst die beschwichtigende Vorstellung, daß dies vortreffliche Gericht mit den graupelzigen, langgeschwänzten Tierchen nicht das geringste zu schaffen habe, daß es in seinen Hauptbestandteilen eine durchaus vegetarische, tierschonende Angelegenheit sei – die Tres war weder zu überreden noch zu überzeugen. Noch nächtlicherweile schlingerte sie im Bett wild hin und her und stöhnte, geschüttelt von allen Schauern ihrer Idiosynkrasie.

Tags darauf bekamen wir eine Loge geschenkt und nahmen der Wirtin Töchterlein ins Burgtheater mit. In ihrem schwarzsamtenen Schinkenärmelspenzer, auf dem Kopf den goldgestickten Kärntner Hut, von dem zwei Meter Seidenband ihr in den Rücken niederhingen, besorgte sie die Sensation des Zwischenaktes. „Prinz Lous Ferdinand“ von Fritz v. Unruh ist gewiß kein Stück, geeignet, das Herz einer Hinterwälderin zu entflammen. Trotzdem berührte des Mädchens Frage: „Reden die da drunt' mit Fleiß so, daß ma' koa Wort versteht?“ einigermaßen überraschend. Es war augenscheinlich, daß die verwickelten Vorgänge am preußischen Hof dem schlichten Kind aus Spottwinkel so viel wie gar nichts sagten. Erst als die Generale Friedrich Wilhelms, ich glaube im dritten Akt, sich unter allen Anzeichen heftiger Erregung von der Tafel erhoben, blitzten Verstehen und heitere Erwartung in Tresels Augen auf, und mit befriedigtem Lächeln fragte sie: „Hiatzt werd' aber wohl amal g'raast, han?“

Wien gefiel dem Mädchen aus der Fremde ganz ausgezeichnet. Sie fand, es sei „a wunderliab's Stadtele“ und auch sehr fromm: werde doch an jeder Anschlagsäule zur Wiener Messe geladen. Auch sei die Bevölkerung sehr freundlich und entgegenkommend – „zuatartig“ formulierte sie ihr Urteil - : insonderheit die Herren. Alle Finger lang zog einer den Hut und machte sich erbötig, ihr beim Lustwandel behilflich zu sein. Aber die Tresel neigte nicht zur Anschlußpolitik. Sie hatte Grundsätze – sogar für den täglichen Gebrauch. Unter ihrem samtenen Keulenärmelspenzer trug sie ein Panzerhemd der Tugend. Das stand mit dem herrschenden Modegeschmack in einem Widerspruch, der auf ihre Einstellung zum Wiener Leben in der Folge entscheidenden Einfluß nehmen sollte.

„Was tut man, wenn der September sich einbildet, der Juli zu sein, und demgemäß brennende Hundstagshitze simuliert? Man geht ins Schwimmbad. Schön. Und wo badet es sich am angenehmsten? Im Donausand.“

Wir fuhren also nach Klosterneuburg hinaus.

Ueber der Plage lag, schon von weitem wahrnehmbar, rosiges Leuchten. Es brach aus der wimmelnden Fülle spielerisch sieh tummelnder, naturselig an Luft und Wasser hingegebener Hüllenlosigkeit. Badeanzüge, zu kärglichen Symbolen verkümmert, bildeten – eine *quantité négligeable* – kaum nennenswerte koloristische Valeurs in dem flamingofarbenen Kolossalgemälde. Am Sonnenfeuer brien Leiber – dehnten sich wohligh, dampften und dörreten. Weibliche mit feiner, glatter Epidermis, männliche in allen Tonschattierungen sommerlichen Inkarnats, vom satten, samtigen Aschantibraun bis zum schmerzhaften Flammrot der Verbrennung ersten Grades. Hin und wieder grellete

aus dem Gedränge patinierter, luftgebeizter Glieder der bleiche Nacktheit eines Erstlings, eines Einmaligen vor – auffallend und befremdlich in ihrer befangenen Andersartigkeit. Es war ein Idyll im Zeichen zwangentrafte Sommerfröhlichkeit, erfüllt von Sonnenleuchten, von Lachen und synkopiertem Rhythmus.

Die Tresel aber, angesichts des hellen Hausens ungezwungener, entschälter Menschlichkeit, tat einen Schrei: „Heilige Muatter Anna!“ Kreischte sie mit einem Tremolo verächtlichen Entsetzens. „Heilige Muatter Anna!“ Es schien, daß ihr Bevorzugter in Nöten, der heilige Krispin, an diesem Tag gerade dienstfrei war.

Ihre türkisenäugige Blondheit starrte gestäubt. Der unsichtbar getragene Tugendpanzer klirrte.

Beschwichtigendes Einlenken im Ton sanfter Belehrung: „Es ist das Evangelium von Sonne und Wasser, Kind . . . Versuch einer Erziehung des Körpers zu natürlicher Schönheit. . . .“

„Wohl, wohl! Schöne Körper!“ ripostierte mit tugendhafter Messerschärfe die Empörte. „Nit das z’niachtteste Röckele hab’n sie an, die nixnutzigen Kunter! Wann das a Mode is, so . . . ganz ohne . . . Mode, selb’n is’ das glei kaa Mode für unseroans . . .!“

Sie wandte sich mit Entrüstung. War nicht zu halten. Entwich.

Am nächsten Morgen reiste sie heim. Mit hoch geschlossenem Spenzer und geblähten Schinkenärmeln.

Und wir wissen nun ganz genau, daß unsere schönen billigen Zimmer mitsamt den köstlichen Radieschen der Quintelwirtin im nächsten Sommer – der andere genießen wird.

Besuch aus Spottwinkel.

Eine Nachsommerstudie.

Von **Willy Maundy.**

In den Bazierngärten blühten Strohblumen und Bergäulen. Der Sommer sonnteuchte seinem Ende zu. Vom Begegnen unserer Ferienkasse war äußerster Tiefstand abzulesen. Gleichsam ein Schrei: Kehret zurück, alles ausgegeben!

Der Abschied von der Dmirtelwirthin vollzog sich mit mehr Gefühlsaufwand, als ein sommerliches Mietverhältnis gemeinhin zu rechtfertigen pflegt. Wie das so ist: die Billigkeit der Wohnung hatte uns deren Eigentümer teuer gemacht. Auch war die Bäuerin all die Zeit über nicht zu bewegen gewesen, für Mezzrechtig, Rabieschen und andere ihrem pflanzlichen Besitz entnommene Kostlichkeiten Vergütung einzuhoben. „Selb'n wachst ja lei so,“ hatte sie großmüthig begründet. Eine Roblesse der Wurzelrechnung, die verpflichtete.

Teils aus Erkenntlichkeit, teils um die nutzbringende Freundschaft bis an den nächsten Sommer hin zu festigen, sie sozusagen kuhwarm zu erhalten, hauptsächlich aber um einen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen, der sein schief orientiertes Auge begehrlich auf unser Tuskulum geworfen hatte, waren wir zu dem hochherzig-spekulativen Entschluß gelangt, die Dres, der Dmirtelbäuerin Aelteste, ihr „Zarteile“, für eine Woche als Gast mit uns zu nehmen und der Kleinen Wien zu zeigen. Das konnte jener — der Rivale mit dem verschobenen Blickfeld — nicht.

Das Tresel, ein vierzipseliges Bündel in der Hand, glänzte vor Reisesieber und Erwartungsfreude. Die Quintelwirtin stand am Thor, die Arme über der Konsole ihres vorspringenden Unterbaues verkreuzt, und sagte, ergriffen von der Feierlichkeit der Stunde: „Alsdann, meine lieben, Sommerfrischlinge . . .“ — sie sagte wirklich und wahrhaftig Frischlinge! — „b'hüat Gott! I bin allweil recht z'frieden mit enk g'weist.“ Und der alte Großvater, dessen Gesicht an Kaltigkeit mit der Schweinsblase wetteiferte, in der er seinen Rauchtobak im Gürtel trug, vervollständigte mit zitterig kippendem Greisendiskant: „Wohl, wohl! Des seid's allweil recht gute Zecher g'weist, schier ganz kommode Trotteln!“ . . . Diktion des Volksmundes. Ein Madrigal klingt anders. Immerhin — es war gut gemeint.

Die Tresel, im Strahlenkranz holder Siebzehnjährigkeit, türkiſenäugig und honigblond, war das, was man so redensartlich ein nudelsauberes Dirndl nennt. Bauernmadonna — mit einem Schuß süß-unschuldiger Landkindlichkeit. Die geistige Sphäre, der sie entstammte, läßt sich am anschaulichsten durch nachstehende kleine Geschichte kennzeichnen:

Kam eines Tages wandernderweise ein Kunstmaler durch Spottwinkel. Der sah im Hof des Quintelwirthes am Brunnentrog einen Schimmel stehen. „Geh, Bub“, rief er

den Blasi an, der just vor dem väterlichen Haustor lungerte, „spring' einmal in die Stub'n hinein und frag' den Bauer ob ich den Schimmel da malen könnt'.“ Der Blas verzog sich. Blieb lange weg. Kam wieder. Und verkündete: „Der Bota hätt' nix dawider, hat er g'sagt, aber die Muatter hat g'moant: Naa! Is der Schimmel zehu Jahr' lang a Schimmel g'west, braucht er hiazt aa hoa andere Farb' mit z'kriagen.“

Aus dieser Anschauungswelt, ahnungslos und lebensfremd, kam das Tresele jäh und unvermittelt in die große Stadt. Und es konnte nicht fehlen, daß aus dieser Pflöchlichkeit sich Ueberraschungen und kleine Enttäuschungen ergaben — hüben wie drüben.

Gleich beim ersten Mittagessen ereignete sich Befremdliches. Als rote Rüben aufgetragen wurden, sang die Tresele zu lachen an. Als man ihr davon anbot, schüttelte sie ablehnend den Kopf. Als man sie fragte, warum nicht, meinte sie schlicht: „Selb'n fress'n bei uns dahoam d' Säu.“ Was meinem Daserhalten nach allerdings mehr für die Verständlichkeit der Schweine als gegen die kulinarischen Vorzüge der roten Rübe spricht. Leider gestaltete sich das Dessert unseres Gastmahles in der Folge zu einem noch weit größerem Fiasko. Es gab Besenteig in Schmalz gebacken mit Himbeerüberguß — auf Wiener Speisetzeltdeutsch: gebachene Mäuse. „Gebachene Mäu . . .?“ Kaum hatte die Trese das Wort mit Trommelfell und Hirn erfaßt, als man auch nur mehr die Fußsohlen einer Flüchtenden im Rahmen der Tür wahrte. Umsonst die beschwichtigende Vorstellung, daß dies vortreffliche Gericht mit den graupelzigen, langgeschwänzten Tierchen nicht das geringste zu schaffen habe, daß es in seinen Hauptbestandteilen eine durchaus vegetarische, tierschonende Angelegenheit sei — die Trese war weder zu überreden noch zu überzeugen. Noch nächstlicherweile schlingerte sie im Bett wild hin und her und stöhnte, geschüttelt von allen Schauern ihrer Idiosynkrasie.

Tags darauf bekamen wir eine Loge geschenkt und nahmen der Wirtin Töchterlein ins Burgtheater mit. In ihrem schwarzsamteneu Schinkenärmelspenzer, auf dem Kopf den goldgestickten Mäntner Hut, von dem zwei Meter Seidenband ihr in den Rücken niederhingen, besorgte sie die Sensation des Zwischenaktes. „Prinz Louis Ferdinand“ von Fries v. Urub ist gewiß kein Stück, geeignet, das Herz einer Hinterwälderin zu entzünden. Trotzdem berührte des Mädchens Frage: „Keden die da drunt' mit Fleiß so, daß ma' kua Wort versteht?“ einigermaßen überraschend. Es war augenscheinlich, daß die verwickelten Vorgänge am preussischen Hof dem schlichten Kind aus Spottwinkel so viel wie gar nichts sagten. Erst als die Generale Friedrich Wilhelms, ich glaube im dritten Akt, sich unter allen Anzeichen heftiger Erregung von der Tafel erhoben, blühten Berstehen und heitere Erwartung in Treßels Augen auf, und mit befriedigtem Lächeln fragte sie: „Giaht werd' aber wohl amal g'raast, han?“

Wien gefiel dem Mädchen aus der Fremde ganz ausgezeichnet. Sie fand, es sei „a wunderliab's Stadtle“ und auch sehr fromm: werde doch an jeder Anschlagssäule zur Wiener Messe geladen. Auch sei die Bevölkerung sehr freundlich und entgegenkommend — „zuatatiq“ formulierte sie ihr Urteil —: insonderheit die Herren. Alle Finger lang zog einer den Hut und machte sich erbötig, ihr beim Umtravale behilflich zu sein. Aber die Treßel neigte nicht zur Anschlußpolitik. Sie hatte Grundjähre — sogar für den täglichen Gebrauch. Unter ihrem samteneu Kleidenärmelspenzer trug sie ein Panzerhemd der Tugend. Das stand mit dem herrschenden Modegeschmack in einem Widerspruch, der auf ihre Einstellung zum Wiener Leben in der Folge entscheidenden Einfluß nehmen sollte.

„Was tut man, wenn der September sich einbildet, der Juli zu sein, und demgemäß brennende Hundstagshitze simuliert? Man geht ins Schwimmbad. Schön. Und wo badet es sich am angenehmsten? Im Donaustrand.“

Wir fuhren also nach Klosterneuburg hinaus.

Ueber der Plage lag, schon von weitem wahrnehmbar, rosiges Leuchten. Es brach aus der wimmelnden Fülle spielerisch sich tummelnder, naturjelig an Luft und Wasser hingeebener Hülsenlosigkeit. Badeanzüge, zu häßlichen Symbolen verkümmert, bildeten — eine quantité négligeable — kaum nennenswerte koloristische Valeurs in dem flamingojarbenen Kolossalgemälde. Am Sonnenseuer brieren Leiber — dehnten sich wohligh, dampften und dörrten. Weibliche mit feiner, glatter Epidermis, männliche in allen Ton-
schattierungen sommerlichen Zukarnats, vom satten, samtigen Nschantibraun bis zum schmerzhaften Flammrot der Verbrennung ersten Grades. Hin und wieder gressle aus dem Gedränge patinierter, luftgebeizter Glieder die bleiche Nacht-
heit eines Erstlings, eines Einmaligen vor — auffallend und befremdlich in ihrer besangenen Andersartigkeit. Es war ein Idyll im Reichen zwangentrassier Sommerfröhlichkeit, erfüllt von Sonnenleuchten, von Lachen und synkopiertem Rhythmus.

Die Trejel aber, angesichts des hellen Haujens ungezwungener, entschälter Menschlichkeit, tat einen Schrei: „Heilige Muatter Anna!“ kreischte sie mit einem Tremolo verächtlichen Entschens. „Heilige Muatter Anna!“ Es schien, daß ihr Bevorzugter in Rötten, der heilige Krispin, an diesem Tag gerade dienstfrei war.

Ihre türkiisenängige Blendheit starrte gesträubt. Der unsichtbar getragene Tugendpanzer klirrte.

Pejchwichtigendes Einlenken im Ton sanfter Belehrung: „Es ist das Evangelium von Sonne und Wasser, Kind . . . Versuch einer Erziehung des Körpers zu natürlicher Schönheit. . .“

„Wohl, wohl! Schöne Körper!“ ripostierte mit tugendhafter Messerschärfe die Empörte. „Mit das z'niachteste Röckele hab'n sie an, die nymuzigen Kunter! Wann das a Mode is, so . . . ganz ohne . . . Mode, selb'n is' das glei ka a Mode für unjervans . . .!“

Sie wandte sich mit Entrüstung. War nicht zu halten. Entwich.

Am nächsten Morgen reiste sie heim. Mit hoch geschlossenem Spenzer und geblähten Schinkenärmeln.

Und wir wissen nun ganz genau, daß unsere schönen billigen Zimmer mitjamt den köstlichen Radieschen der Quintelwirtin im nächsten Sommer — der andere genießen wird.